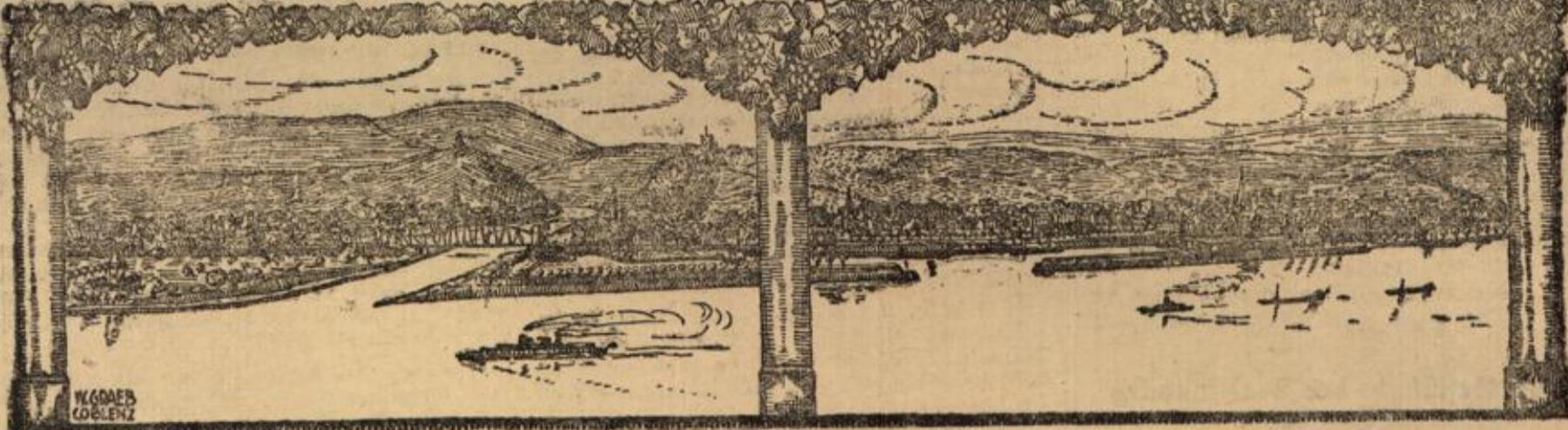


Rhein und Lahn



Nummer 31

Berantwortlicher Schriftsteller:
Oskar Richard Wanninger

Sonntag, 10. Oktober 1920

Druck u. Verlag: Buchdruckerei H. Schiebel
Jahrg.: Nr. 10; sämtlich in Oberlahnstein

2. Jahrgang

Lahnsteiner Leut' und andere Leut'

Ein Brief aus dem Oldenburgischen Münsterland

Ein Freund unserer Zeitung schreibt uns: *Beatus ille, qui procul negotiis!* (Glücklich der, welcher für einige Zeit dem Dienst entfliehen kann), sagt Horaz, der Freund einer heiteren Lebenskunst. Ich halte etwas auf Horaz, und so habe ich für einige Zeit unserm lieben Lahnstein und den Alten den Rücken gekehrt und sitze im südlichen Oldenburg, im sogenannten Oldenburgischen Münsterlande. Neben Schlafen, Essen und Spazierengehen mache ich Betrachtungen und vergleiche die hierigen Verhältnisse mit denen daheim im Lahnsteiner Land. Ich will Ihnen einiges darüber schreiben.

Es ist ein echtes oldenburgisches „Kaff“, in dem ich für einige Zeit Unter geworfen habe. Viel Menschen sieht man, Gottlob, nicht, die großen Städte sind fern; dafür kann das Auge sich weiden an dem Vieh, das Tags über die spärlichen Weiden bevölkert.

Man wott se gaut messen, ammers gäst nicht völ Gras“, erklärte mir ein alter Knecht. Also Viehzucht und Landwirtschaft sind hier Trumpf. Trotzdem bewegt auch in der hiesigen Gegend die Kartoffelfrage die Gemüter gerade wie im Kreis St. Goarshausen und speziell in Lahnstein. Produzenten und Konsumenten können nicht unter einen Hut kommen, nämlich in der Preisfrage. Jente, die weit in der Überzahl sind, verlangen 30 Mark für den Zentner, diese begehrn dagegen auf und drohen in Versammlungen mit Selbsthilfe. Wer von den Verbrauchern das Geld hat, zahlt gelassen die geforderten 30 Mark: „Wir müssen doch Kartoffeln haben!“ Eine niederrheinische Großstadt hat bei einem Bauern der hiesigen Gegend eine große Menge Erdäpfel für 30 Mark den Zentner gekauft. Alles war fix und fertig, nur sind, als der Bauer mit seinen begehrten Grundbirnen zum Bahnhof kommt, die bestellten Eisenbahnwagen nicht da. Die Früchte blieben zwei Tage oder mehr auf der Station stehen; hoffentlich werden nicht zu viele gelaut. Die armen Großstädter warten derweil auf ihre Kartoffeln. Früher nannte man so etwas „politische Wirtschaft“. In deutschen Lenden kannte man derartiges nicht. Was werden übrigens die großstädtischen Arbeiter dazu sagen, wenn sie nun demnächst den Zentner Erdäpfel mit mehr als 30 Mt. bezahlen sollen? In Rastatt haben unsere Führer in der Kartoffelsache ja mit der Faust auf den Tisch geschlagen. Hoffentlich mit Erfolg!

Also das wären die Kartoffeln! Sonst sind die Preise für Lebensmittel hierzulande durchweg niedriger als in Lahnstein. Das gilt auch für viele andere Bedarfsartikel. So kostet die Kartoffel-Vater 11,60 Mark das Pfund, ein Paar kleine Damenschuhe 100 Mark. Trotzdem Versammlungen, in denen gegen die geltenden Preise Sturm gelaufen und von der Oldenburgischen Regierung Abhilfe verlangt wird. Also der Ruf nach Abbau der Preise auch hier in den Städten und Dörfern.

Nun die Heizungsfrage. Die ist hier nicht

ganz so brennend wie anderswo vielfach. Das Moor ist nämlich in der Nähe. Es liefert Torf, der in den meisten Häusern verbrannt wird. Allerdings ist er stark im Preise gestiegen, ein großes Fuder kostet 200 Mark. Wer im Moore eine erhebliche Fläche sein eigen nennt, gilt jetzt als reicher Mann. Früher war's anders.

Was die Wohnungsfrage angeht, die uns in Lahnstein stark beschäftigt, so gibt es eine solche auch hier; aber die Sache brennt nicht auf den Nagel. Viele junge Männer haben „eingeheiratet“, dadurch löst sich die Unterkunftsfrage meist von selbst. Die Wohnungsstationierung, an welche die Dorfobrigkeit schon mal gedacht hat, wird als ein Greuel angesehen, das heißt, von den davon Betroffenen. Ob sie in Lahnstein noch kommen wird?

Etliche Bauern haben hier ihre Hallen hungrenden Städtern geöffnet. Auf einem Bauernhof soll den „Kurgästen“ sogar ein großer Topf Milch zur Verfügung stehen, der sich immer wieder füllt, wie es ist der Krug der Witwe von Sarepta. Die Preise sind billig.

Das wäre das Materielle, von dem ich Ihnen naturgemäß zuerst geschrieben habe. Demn „primo vivere, deinde philosophari“ (Zuerst leben, dann philosophieren), sagte der Lateiner. Nun noch einiges über das, was das Geistige betrifft. Da war letzien Sonntag der erste oldenburgische Katholikentag. In Cloppenburg, einem Städtchen des Landes, wurde er abgehalten unter großer Beteiligung des katholischen Volkes, das im Oldenburger Münsterlande fest am Glauben seiner Väter hängt. Sogar ein langer Festzug bewegte sich durch die Straßen. In Lahnstein hatten wir ja, wie mir geschrieben wurde, am Sonntag auch einen Katholikentag. Leider soll's ihn aber verregnet und außerdem eine einheitliche Leitung gefehlt haben. Also zeigte sich auch hier wiederum die unglückselige Zerrissenheit der Verbindung zwischen Ober- und Niederlahnstein.

Gespannt werden Sie die Kunde vernehmen, daß in dem abgelegenen „Kaff“, in dem ich hier sitze, auch „Theater gespielt“ wird. Von einer auswärtigen Gesellschaft. Letzthin wurde „Der Herr Senator“, ein Produkt der Firma Blumenthal und Kadelburg, gegeben. Ein richtiger Theaterzettel verkündete es. Im Kreise St. Goarshausen gibt es jetzt keinen Ort, in dem man in einem „Sommertheater“ der nämlichen Kunst schon eine Halle geöffnet hätte.

Um die Förderung und Pflege der Heimatkultur, des heimischen Volksstums und der Heimatliebe macht sich der im südlichen Oldenburg gebildete Heimatbund besonders verdient. Zu seinen Aufgaben zählt er auch die Pflege des Plattdeutschen. Auf seiner Generalversammlung hielten Dr. Castelle und Wagenfeld, der bekannte Münsterische Dichter, Referate und zwar in Plattdeutsch. Meines Wissens haben wir so etwas wie den Heimatbund in unserem Kreise nicht.

Auch der Volkshochschulgedanke markiert hier. Sein eifrigster Kämpfer ist ein Oberlehrer in Bechta. Er ist jetzt zum Leiter

des ersterbenden Volkshochschulheims in Damme, einem Flecken des oldenburgischen Münsterlandes, gewählt worden. Mit ihm werden als ständige Dozenten ein Pfarrer und ein Volksschullehrer in dem Volkshochschulheim wirken. Daneben sollen führende Männer der Landwirtschaft und anderer Berufe Vortragsreihen halten. Die Dammer Volkshochschule wird in dem dortigen Eisenbahnhof- und Erholungsheim untergebracht. Es sollen dreißig junge Männer von 18 bis 24 Jahren aufgenommen werden die vom 1. November bis zum 1. April zu einer Arbeitsgemeinschaft vereinigt, in dem Heim wohnen werden. Das Volkshochschulheim ist bekanntlich die höhere Form der eigentlichen Volkshochschularbeit nach dänischem Muster. Oldenburg wird demnächst drei Heime haben. Der Leiter des Dammerheims strebt eine allseitige, harmonische Bildung an, bei der vor allem auch die Gemüts- und Willenswerte zu ihrem Rechte kommen sollen und der allgemein sittliche und deutsche Charakter unter besonderer Betonung des Heimatlichen gepflegt werden soll. Im Kreise St. Goarshausen hat man bis heute noch nicht an so etwas Ähnliches auch nur gedacht.

So arbeitet man im Oldenburger Ländchen eifrig am geistigen und sittlichen Wiederaufbau. Besonders tut die Geistlichkeit beider Konfessionen dabei mit. Sie sorgt auch dafür, daß die Bildungsarbeit sich ungestört auswirken kann. So hat es hier und im Nachbardorfe der Pfarrer durchgesetzt, daß an Sonn- und Feiertagen kein öffentliches Tanzen stattfindet. Der Tag des Herrn soll eben nicht durch Ausschreitungen entweiht werden, die ja bei öffentlichen Bällen nicht selten sind.

Während ich bei löslicher Ruhe diese Zeilen schreibe, dringt von der Straße, wo der Mondchein glänzt, die einsame Weise eines Kinderliedes an mein Ohr — also nicht eines Gassenbauers oder Operettenschlagers, wie man sie in Lahnstein und Umgebung von Großen und Kleinen täglich hören muß. Ein Zug von Kindern zieht durch die einsame Dorfstraße; sie schreien Lampions und singen dabei in steter Wiederholung:

Bummle, bummle Liederne,
wir ziehen die Straßen auf und ab
und singen frohe Lieder,
morgen kommen wir wieder.

Singt nur, ihr lieben Kleinen; euer ist die Zukunft, für die wir Älteren nicht mehr hineinschauen werden. Hoffentlich wird sie euch bessere Tage bringen als die sind, welche wir jetzt erleben müssen.

Dr. S.

Die älteste Rheinsage

Schon römische Dichter haben den Rhein gesiegt, den Strom, der mit seinen grünen Fäden flutet, seiner rauschenden Wogenpracht sie stoßen anmuten mußte als irgend einer der ins Mittelmeer stießenden Ströme. Im ersten nachchristlichen Jahrhundert redet Marcellus den Rhein bereits als Vater an:

Nympharum pater amnumque Rhene!
Rhein, du Vater der Nymphen und der Flüsse!
Und der Krieger Julianus, genannt der Abtrünnige

nige, jener Romantiker auf dem Throne der Kaiser, der Neffe Konstantins, der das von seinem Oheim zugelassene Christentum mit allen Mitteln wieder durch das Heidentum zu ersehnen suchte. Julianus erzählt die älteste Rheinfrage, von der wir Kunde haben, und zwar in griechischer Sprache. In seinem 16. Briefe heißt es, die am Rheinufer wohnenden Kelten tauchten ihre Kinder in die Fluten, um deren rechtzeitige Geburt zu erproben. Denn der Rhein, so sagt er, wisse wohl, ob Kinder ehrlich geboren seien. Solche trage er auf den Wellen und lege sie der zitternden Mutter wieder in die Hände, aber die unechten verschlinge sein Strudel.

Auch der Dichter Claudianus, der im fünften Jahrhundert nach Christus lebte, spielt auf diese Sage an, es heißt bei ihm:

Nascentes explorat gurgite Rhenus
Neugeborene prüft der Strudel des Rheines!

Die Geschichte der Martinsburg

Von Bodo Ehrhard

III.

Im 16. Jahrhundert fanden wir unter den Burgmännern 1527 einen Johann von Els von dem Geschlechte, das sich nach der berühmten Burg Els im Moseltal (abgebrannt am 29. September 1920) nannte. 1543 wird, was die Bedeutung dieses Postens kennzeichnet, ein Vikar des Domkapitels in Mainz zum Zollschreiber in Lahnstein gemacht.

Aus dem Jahr 1567 ist wieder eine längere Urkunde erhalten, durch welche die Verpflichtung des Nikolaus Juncker gegenüber dem Erzbischof Daniel zu Mainz festgelegt wurde. Auch diese Urkunde möge folgen:

1567 uff Montag nach Reminiscente. (24. Februar.) Revers des Nikolaus Juncker, als ihn Erzbischof Daniel zu Mainz zu seinen Schultheißen und Keller zu Lahnstein aufgenommen hat resp. diese Aemter unter folgenden Bedingungen und mit nachstehender Bestallung übertragen hat:

„Et soll die Rheinporten und andere Tore selbst auf und zuschließen; die Pfortenschlüssel Tag und Nacht in guter Verwahrung bei sich eingeschlossen behalten und Niemand übergeben; die Stadtmauern, Tore und Schlüsse „aufrichtig“ halten lassen; die Wächter und Pfortner jederzeit fleißig zu sein anhalten und sich über Nacht ohne Erlaubnis nicht aus Lahnstein begeben, sowie alle Renten und Gefälle, welche zur „Saalfellerei“ gehören, einbringen; dafür erhält er zu Ressigeld 32 fl., und zur Bevölkung 12 fl., 6 Malter Storn, ein „soal“ Fuder Wein und zwei Kleider, dazu mag er neben dem Opfergeld nachfolgende „accidentalie“ erhalten: Wann gepfändet wird 10 dl. vom Domkapitel jährlich 1 fl., und vom gemeinen Tormus Geld 4 fl.; item den Garten in dem „soal“; item den Garten bei der Neuenburg; item einen Teil am Stadtgraben von der Biehenpforten an bis zu Rhein, doch soll er solche auf seine Kosten „am Banne Besserung erhalten“; dazu wird von Stifts wegen ein „Bender“, wie bisher geschehen, unterhalten, welcher den Kramen daneben dem Keller auch versehen soll.“

Daraus ist zu ersehen, daß ein wichtiges Tor der Burg „Rheinporte“ genannt wurde, also nach dem Wasser zu sich öffnete und daß der Schultheiß in der Martinsburg auch die Mauern, Gräben, Tore und Schlüsse der Stadt zu beaufsichtigen hatte. Ein Bander (Fahrbinder, Zimmermann) soll einen Mauer teil am Stadtgraben in Ordnung halten, und auch den „Kram“ neben dem Keller, unter dem wohl ein großer Kram zum Entladen von Handelsgütern an der Zollstelle zu verstehen ist. Eine gleiche Urkunde wiederholt sich im Jahre 1575.

Wiederholt war das Schloß durch seine tiefe Lage nahe am Rhein dem Hochwasser ausgesetzt. Eine Reihe von Merkzeichen deuten die Rheinhöhe in den verschiedensten Jahren an, so 1566 an der Tür zu der Hauptverdoltreppe im Hofe rechts. 1628 und 1790, auch in neuerer Zeit ist das Schloß leider noch zeitweilig wiederkehrendem Hochwasser unterworfen. 1691 berichtet der Amtmann Johann Kämmerer von Worms, genannt Dalberg, an den Erzbischof Johann Adam in Mainz über einen feierlichen Alt, der in Lahnstein vorgegangen ist, nämlich die Erbhuldigung, die seitens der Zolldiener und der Burggrafen auf der großen Stube vorgegangen sei, während der Bürgermeister, Rat und Bürgerschaft

von Lahnstein auf dem großen Saal geschworen haben.

Später melden die Urkunden nur noch Ernennungen zu Burgmannstellen. Im dreißigjährigen Krieg trafen das Schloß die Schädel der Stadt Oberlahnstein, doch blieb es durch ein Wunder vor der vollständigen Zerstörung bewahrt. Mit der Stadt Oberlahnstein bildete zeitweilig die Burg den Mittelpunkt der schweidischen Kriegsunternehmungen in dieser Gegend und mußte 1636 eine Belagerung, Beschießung und Eroberung im Alltag erdulden. Auch sonst wird die Burg bei dem fortwährenden Wechsel der Kriegsvölker genug gelitten haben; Spanier, Franzosen, Deutsche folgten einander im Besitz; so ist es begreiflich, daß das nächste Jahrhundert einen teilweisen Neubau für nötig hielt.

Ein solcher traf das Schloß angeblich im Jahre 1712, damals wurde unter Beibehaltung der alten Türme die Rheinfront der Burg durch ein neues Gebäude im Barockstil mit großen Fenstern und Mansardendach ausgebaut.

(Schluß folgt.)

Die Rheinschiffahrt in alter Zeit

Ein wie anderes Bild als heute mag der Rhein geboten haben, als König Gunther und Siegfried mit ihren Genossen von Worms den Rhein abwärts ruderten bis in das Meer hinaus, oder als die Normannen auf ihren schlanken Schiffen bis Bingen fuhren und das Land verheerten. Im ganzen Mittelalter war rege Schiffahrt auf dem Rhein, nur waren es Segelschiffe, die zu Berg mühsam von Pferden gezogen wurden, die alle Augenblicke halten mußten, um Zoll zu bezahlen oder zu leichten. Und so ging es bis in die neuere Zeit, Rüssau erhob bei Kaub noch 1866 seinen Rheinzoll, so lange Rüssau als Herzogtum bestand. Die Zersplitterung Deutschlands gestattete nicht, daß gemeinsame Schritte geschahen zur Hebung der Schiffahrt und des Rheinhandels. Höchstens schützte jeder seine Uferstreite und hielt seinen Zollpfad instand. Brachte doch gerade der Zollpfad das bare Geld herbei, denn den Rhein sahen alle als milchgebende Kuh an, alle Uferherrn, nicht bloß die Ritter, schienen sich verbündet zu haben, Schiffahrt und Handel durch Auflagen und Zölle jeder Art zu drücken, zur Verbesserung des Fahrwassers taten sie nichts. Zu Köln und Mainz bestand bis 1831 das alte Umschlagsrecht, das heißt: alle zu Berg kommenden Güter mußten zu Köln und Mainz auf Schiffe dortiger Schiffer umgeladen werden, während die zu Tal gehenden Güter von Mainz ab wieder nur auf Kölner Schiffen weiterbefördert werden durften. Bis Anfang des 18. Jahrhunderts bestand sogar daneben noch Stapelrecht, wonach die Güter in jenen beiden Städten nicht einmal einfach umgeladen werden durften, nein! sie mußten erst in das Stapelhaus geschafft und dort den einheimischen Kaufleuten zum Kauf angeboten werden, so daß der ganze Rheinhandel nur durch Vermittlung der Kölner und Mainzer Kaufleute vor sich gehen konnte. Bei solchen Vorrechten mochten sich denn die Kölner Kaufherrn wohl ihres Reichtums rühmen!

Im Jahre 1827 wurde die Dampfschiffahrt auf dem Rhein eröffnet, und heute befahren mehr als tausend Dampfer den Strom, ohne Rheinzoll zu zahlen.

Oktober

von Max Dauthendey

Gib mir deine Hand, dran die Adern blauen,
deine Hand,
die ich nicht am Wege blindlings fand.
deine Augen,
die auf Augenblicke wie goldsuchend schauen
und zum Band. —
Gleich sind aller Dinge Endgeschichte,
aller, welche sich zu leben trauen.

Eine wahre Geschichte

Wenn ich mir auch ausbitte, daß an meiner Wahrheitsliebe niemand zweifelt, so muß ich doch

in dem Falle, den ich jetzt kaum trau ich mich es zu tun) erzählen will, ausdrücklich erklären: ich bin wieder süßen Weines voll, noch sonstwie gestört, noch hab ich die Absicht, meinen Lesern einen Bären aufzubinden. Es ist alles von A bis Z so geschehen wie ich es hier wiedergeben werde.

Ich brauchte ein neues, sehr breites und sehr hohes Bücherregal. Für meine Bücherei bestimmt, mußte es auch gesäßiges Aussehen haben. Meine Frau bestellte einen Schreiner. Er kam. Ein kleiner Mann, energisch undslug aussehend, ernst und still. Er nahm Kenntnis von den gewünschten Maßen und machte nach einigen Tagen sein Angebot: „rot, Mahagoni poliert, 2 Meter breit, ebenso hoch, unten sehr tief, oben weniger, mit Zahnleisten und vielen Brettern, Preis 480 Mark, Lieferung am 6. Juli 1920.“ Er sagte das vor drei unverbrauchten Zeugen.

Ich nahm sein Angebot an und hatte das Gefühl einer furchtbaren Gefahr. Was würde nun werden? Entweder würde ein Gestell aus Papieretzen ankommen oder ein Bau aus alten Stoffenbrettern mit irgend einem angeblichen „Rot“ lackiert, oder es würde wirklich etwas brauchbares bringen, dann aber behaupten, er habe 485 tausend Mark gesagt. Oder ich würde ein Jahr lang vergeblich warten und Wertvertragsprozeß haben. Mein Anwalt, zu dem ich flüchtete, erklärte mich zwar für einen leichtsinnigen Patron, mein aber, wir wollten warten, wie der Hase läuft.

Am 5. Juli sagte meine Frau: „Morgen kommt das Regal.“ Ich habe nie so gelacht. Der 6. Juli brach an. Meine Frau sagte wieder: „Regal.“ Ich bat um Schonung. Ich hielt es nicht aus. Nachmittags um 4 Uhr sagte meine Frau: „Der Schreiner bringt das Regal.“ Ich legte mir eine Eis komresse (Eisfass, Pfund 100 Mark) aufs Herz und schrie. Endlich ging ich hinaus.

Meine lieben Leser, ich bin wirklich bei vollem Verstand und schwörte, was nun kommt, ist nicht erlogen, keine Zeitung entnommen und auch kein Aprilscherz: Der gleiche Mann, wie der, den sich vor drei Wochen als Schreiner Soundso ausgegeben hatte, stand vor mir. Er brachte ein Büchergestell, rot poliert, nicht nur vorne, nein, unten, oben, an den Seiten, überall poliert, daß es mir so funkte, aus herrlichem trockenem echten Holze, und fing an, es aufzustellen. Es war eine Freude, wie beim Deffnen eines neuen Geldschrankes: wie die Glieder einer Präzisionsmechanik fügten sich alle Teile in einander. Die Bretter — was glauben Sie von den Brettern? Bezugene, gesprungen, zu klein? Nein, tadellos passend, jedes in sein Fach, ebenso die Halter in den Zahnleisten, den polierten Zahnleisten. Es war ein Meisterwerk der Schreinertum. Ich beäugte es von allen Seiten mit gespielten Augen suchte und suchte und fand keinen Mädel!

Ich sah riesig erschrocken den Mann an: er ist gleichgültig, als ob alles selbstverständlich sei. Um Gotteswillen, fragte ich mich, wo steht denn diesmal der Betrug?

Aber schon schlug mir das Herz im Halse: natürlich die Rechnung! Die hatte er ja noch in der Tasche, dieser heimtückische Mensch. Ich setzte mich in einen festen Stuhl und forderte die kleinen ernst und ergriffen auf, das Gleiche zu tun. Dann fragte ich, gesagt und äußerlich lächelnd: „Haben Sie die Quittung bei sich?“

„Einen Moment,“ sagte er und arbeitete weiter. Ratlos blickten wir uns an, voll äußersten Entzehens.

Endlich erbarmte sich der Mann und übergab mit die Rechnung. Es lächelte mir vor den Augen, aber schließlich las ich: 485 Mark. Es war der Preis, den er damals vor 3 einwandsfreien Zeugen genannt hatte, auf den Pfennig genau der gleiche Preis. Ich zählte und er bestätigte den Empfang. Dann drückte ich ihm die Hand wie eine getretene Wasserkelle ihres Netters. Er zog ein Gesicht. Es fand das allem Aussehen nach übertrieben.

Aber, meine lieben Leser, noch einmal: Das ist wirklich wahr. Genau am vereinbarten Tage hat ein Mann mit einer bestellte Arbeit nicht mit genau so wie bestellt sondern viel schöner, zu dem vereinbarten unverhältnismäßig wohlfelten Preise geliefert. Es steht historisch fest:

Ich habe am 6. Juli 1920 nachmittags 4 Uhr einen wacklich ehrlichen und anständigen Menschen gesehen, der, so viel ich es beurteilen kann, seine fünf Säue beisammen hatte!

Ich sehe rosig in Deutschlands Zukunft. H. v. W.

Schrifttum

Bom schlafenden Homer

Werkvürdigkeiten aus Kunst und Schriftkunst

III.

Der ältere Alexander Dumais, der Verfasser des
Grauen von Monte Christo, hat mit seiner über-
aus fleißigen Feder zu unendlich vielen Ausstellungen
Material gegeben; aber noch sind Stellen selten wie aus
dem „Halsband der Königin“, wo ein geheimnis-
voller Tremper in einer aufregenden Lage sich folgen-
deartig äußert: „Oh!! Oh!“ murmelte Don Ma-
nuel portugiesisch“ (!) Volz a c schreibt in
„Cousine Bette“: „Der Polizeikommissar antwortete
schweigend.“ Ein andermal läßt er einer Person,
der die Augen fest zu gebunden sind, so daß
sie nicht sehen kann, folgenden seltsamen Rat erteilen:
„Passen Sie gut auf, verlieren Sie keines meiner
Zeichnen aus dem Auge.“ Noch unmöglichster sind
Satzstellen wie diese: „Der blinde König von Han-
nover mußte sehen, wie sein Königreich Preußen ein-
verlebt wurde (aus einer Erzählung von John Le-
monde) und: „Ginibre, ein ehrlicher Blinder“...
wirft einen melancholischen Blick auf die leere
Flasche“ (aus Pécaire von Pouillon). Sehr zahl-
reich sind die Entgleisungen in Murgers Bo-
hème: „Die schönste Stellung eines menschlichen We-
sens“, heißt es da z. B., „ist die des Mannes, der
sich über sein Werk beugt, um vor sich selbst aufrecht
zu stehen.“ Trotz seines unaufhörlichen Feilens und
Suchens nach passendem Ausdruck ist auch Flau-
bert eine Anzahl solcher Versiohne unterlaufen. Den
Anzug eines Priesters in „Bovard und Péronne“
schildert er folgendermaßen: „Sein Messgewand, von
apfelsgrüner Farbe, mit Lilien reich bestickt, war him-
melsblau.“ In Madame Bovary werden ein-
mal 75 Franken in lavier 40 Souss-Studen ausge-
zahlt, aber der Dichter sagt uns nicht, wie man 75
Franki in 2 Franken-Studen bezahlen kann. Da u-
bei schreibt im Tartarin de Tarascon den Arabern
phänomenale Kinnbacken zu: „4000 Araber ließen hin-
terher, mit nackten Beinen, heftig gestützend, sinn-
los lachend und ließen in der Sonne ihre 600 000
weiße Zähne leuchten.“ Dabei kamen auf jeden
Araber gerade 150 Zähne. Im „Mannequin d'osier“
entschlüpft Anatole France folgender hinterdeut-
licher Vergleich: „Du siehst die Republik zwischen den
Mächten schwimmen wie ein Perlhuhn zwischen einer
Schwärze Möwen“, wobei der Dichter augenscheinlich
das Perlhuhn für einen Seebogel hält.

Zu ergötzlichen Missverständnissen hat die Venus von Milo den Dichtern Anlaß gegeben. Nicht nur, daß einer den Fundort Milo für „einen Künstler, dessen Ruhm die Jahrhunderte überdauert“ erklärt, auch die Hände und Arme dieser armlose Statue haben oft zu den schönsten Vergleichen herhalten müssen. So schreibt Amédée de Bast: „Er drückte auf ihre Hand, weiß und weich wie die der Venus von Milo den ehrerbietigsten der Küsse“, und Jules de Gastinne: „Sie hob ihren weichen Arm, geformt wie der Arm der Venus von Milo, leuchtend wie der Marmor.“ Derselbe Autor läßt „einen Neger erblassen“. Die Schlantheit der Taille feiner Heldin schäldert Charles Mérouvel: „Eine Männerhand hätte sie mit ihren zehn Fingern umspannen können.“

Vor einigen Jahren wurde im Pariser Salon das Bild eines angesehenen Malers ausgestellt, das einen Porträt eines Rävalters aus der Zeit Ludwigs XIV. darstellen sollte. Dieser Rävater hatte eine Pistole in der Hand, die man aber zu jener Zeit noch nicht kannte. Der berühmte Tiepolo malte sogar die Kinder Israel, Manna sammelnd, ebenfalls mit Schußwaffen versehen. Auch Albrecht Dürer begegnet einen bedeutsamen Zeitfehler, indem er den Erzengel, der Adam und Eva aus dem Paradiese verbietet, im volantigierten Kleide darstellt. Derselbe Künstler ließ auf dem Gemälde „Petrus den Herrn“

verantwortend", einen römischen Soldaten gemütlich seine Tabakpfeife schmauchen. Unzweifelhaft zu den wunderlichsten Fehlgriffen gehört Peter Breughel des Jüngeren *Ecclitum* in seinem Meisterwerk „Kreuztragung Christi“, wo neben dem seine Bürde tragenden Heilande ein Mönch mit dem Kreuzifix in der Hand einherstreitet. Rührend war die Fürsorge des französischen Malers, der seine „Virgins“ eine Tasse Kaffee schlürfen lässt und noch toller der Fehler, den vor einigen Jahren die Besucher des Pariser Salons zum Lachen reizte. Ein Gemälde zeigte nämlich das Eden mit Adam und Eva in ihrer noch unschuldigen Einfachheit, während hinter dem Gesträud Satan in moderner Jägertracht lauerte.

Indessen nicht nur die modernen Maler mit ihren Bestreben, die Gestalten der Bibel nach dem wirklichen Leben zu schildern, haben solche Anachronismen (Zeitwidrigkeiten) hervorgebracht. Auf einem Bild in der Domkirche zu Augsburg ist die Gattin Noahs dargestellt, als Sultanin bekleidet und mit einem Vogelkäfig auf dem Arme. Neben ihr in einem schönen Bauer ist ein Papagei zu sehen, der ein Paar in den Klauen hält, auf dem die Sprüche im Worte stehen, welche ihn die Familie Noahs lehrte. Und auf einem Gemälde, welches früher im Nürnbergischen Rathause hing, prangte König Ahasverus auf dem Throne sitzend, mit dem Orden des goldenen Bliebes, der erst im Jahre 1429 gestiftet wurde.

Musikalische Kindererziehung

Bon Dr. Edgar Esteve

III

Welches Kind ist nun zur Musikausübung geeignet? Die Beantwortung dieser Frage ist bei manchen Kindern sehr leicht: Wer jede vorgesungene Weise leicht und sicher nachsingt, wer am Ende gar selbständig ohne Anleitung Gehörtes am Klavier sich zusammenfucht, der ist ohne Zweifel musikalisch. Aber nicht alle Kinder sind kleine Mozarts; in manchen schlummert der Ton Sinn und muß erst geweckt werden, um zum Durchbruch zu kommen. Hier vermag nur der Fachmann eine Entscheidung zu treffen, und nur an einen solchen, dessen Gewissenhaftigkeit über allen Zweifel erhaben ist, und der nicht, um eine Privatstunde mehr zu bekommen, zu allem Ja und Amen sagt, sollten ernstlich um das Wohl ihrer Kinder besorgte Eltern sich wenden. Vermag der Betreffende die Aufnahme des neuen Schülers zu verantworten, dann gut; wenn nicht, oder stellt sich am Ende erst nach einiger Zeit der Mangel höherer Begabung heraus, so verschwende man nicht länger Gefühndheit und Zeit, sowie ein gutes Stück Geld, sondern tröste sich mit dem Bewußtsein, daß auch ohne Ausübung der Musik aus dem Kinde ein ganz tüchtiger Mensch werden könne, quale es also nicht länger und vergebend die Zeit und Geld für bessere Zwecke. d. h. a.

längerem Aufenthalt in frischer Luft, körperliche Übung und Anschaffung guter Bücher. Dagegen verfäume man keine Gelegenheit, auch diese minder begabten Kinder in geübte Konzerte und später auch Progressiv dem Verständnis angemessen in die Oper zu schicken, und bereite sie, wenn irgend möglich ein wenig durch allgemeine Belehrung vor. Dies wird um so fruchtbringender sein, wenn das Kind wenigstens in die Kenntnis der Noten und Intervalle eingeführt wird und leichte Volkslieder vom Blatt zu singen vermag. Diese elementaren Kenntnisse aber vermittelt — oder sollte es wenigstens tun — die Schule, in deren Stundenplan freilich die Musik immer noch sehr nebenschließlich behandelt wird. Doch soll uns die ja nicht mehr zu umgehende Reform des Schulunterrichts in der Musik diesmal nicht ausführlicher beschäftigen. Die Hauptfache ist und bleibt elementare Stimm- und Gehörbildung für alle Kinder, Ausbildung am Instrument nur für die Begabteren. Aber auch die letzteren sollte man nicht am Instrument anfangen lassen. Sache des einsichtigen Lehrers ist es, eine unter Umständen Monat in Anspruch nehmende allgemeine musikalische Erziehung auf Grund des Gesanges der speziellen Ausbildung vorzugehen zu lassen, und verständige Eltern werden gerne noch eine kleine Weile auf den zweifelhaften Genuss verzichten, ihr Kind ein mühsam eingepaultes Stückchen zu Weihnachten oder ähnlichem

Gelegenheit vorzutupfern zu hören. Diese allgemeine Erziehung ist aber namentlich unentbehrlich für solche, die sich dem Klavier zuwenden, denn das Instrument, das den Ton fertig liefert, trägt nicht im geringsten zur Ausbildung des eigentlichen Musikkelbens bei, der sogar manchem berühmten, mit seiner Fingerschicklichkeit prahlenden Virtuosen abgeht. Ausbildung des Gemüts, nicht der Finger aber ist das Endziel allen wahrhaftigen Unterrichts.

(Schluß folgt.)

Strumpfgeschichten

von R. Hermann, Stoblenz

Das Stricken — diese halbvergessene Kunst unserer Großmutter, die nun wieder zu Ehren gekommen ist — ist eine uralte Handfertigkeit. Schon die germanische Frau strickte und häkelte Strümpfe allerdings nicht, wohl aber Haarnetze und vor allen Dingen Fischnetze. Häkelnadeln mit glattem Griff und seinem Haken gehören nicht zu seltenen Höhlenfunden. Die Höhensfrau trug eine solche Nadel, die mit einem Böch am Griff versehen ist, am Gürtel, um sie immer zur Hand zu haben. — Wenn nun auch das Altertum vom Stricken schon weiß, wenn man auch im 7. Jahrhundert von gestrickten Strümpfen spricht, gestrickte Strümpfe trägt, so gerät diese Sittie doch vollständig in Vergessenheit, um im Italien des 13. Jahrhunderts erst wieder von neuem erfunden zu werden.

Nun stridt man wohl Kopfbedeckungen und Handschuhe aber keine — Strümpfe. Fuß- und Beinkleidungen wurden aus Leinwand, Baumwolle, Filz, Seide oder Tuch verfertigt, die entweder wie Widelgamaschen befestigt oder — wenn sie recht glatt und prall das Bein umschließen sollten — an der Wade mit Schnürbändern zugestchnürt wurden. Daß man sie auch durch kostbare — in diesem Falle waren es blaue — Strumpfbänder hielt, beweist u. a. der Anlaß zur Stiftung des höchsten englischen Ordens. Eduard III. besucht 1346 mit seiner Geliebten, der Gräfin Salisbury, einen Ball, auf dem sie beim Tanz ihr linkes Strumpfband verliert. Ihr königlicher Freund will es schnell aufheben, ergreift aber versehentlich das Kleid seiner Dame und verfegt sie dadurch in tödliche Verlegenheit. Dem Spott der Anwesenden hält er sein „Honu soit qui mal y pense“ entgegen, das zur Devise des von ihm gestifteten Rosenbandsordens wird.

Die Strümpfe steigen vom Knie immer höher, bis die Hose schließlich nur noch aus einem badehosenartigen Überbleibsel besteht. Diese Strumpfhosen der Männer — die Frauen tragen Soden — werden am Gürtel befestigt. Besonders charakteristisch für diese Tracht, die aus Spanien kommt, ist das Porträt Karls IX. (1550—74) von François Clouet, das sich in Wien befindet. Die wundervoll glatten Strümpfe des jungen Königs sind natürlich — gestrichelt, denn schon geraume Zeit vor dem Ende des 16. Jahrhunderts trägt jeder solche Strümpfe. Der Vater Karls, Heinrich II. (1519—1559) trug zuerst gestrichene Seidenstrümpfe, und zwar zur Hochzeit seiner Schwester während sein Vorgänger, Franz I. (1494—1547) noch genähte Woll- oder Leinenstrümpfe getragen haben soll.

In England legte die Königin Elisabeth (1533–1603) die ersten gestrickten Sockenstrümpfe an, und sie hätte es in der Hand gehabt, auch die ersten gewebten Strümpfe zu tragen. Ein armer, aus dem Amt gefajgter Pastor, William Lee aus Woodborongh bei Nottingham, dessen Stedenspferd die Mechanik ist, kommt mit seiner Erfindung 1589 zu ihr. Es ist ein Strumpfwirkstuhl, den er gebaut hat, um seiner Frau, die in bitterster Not die Familie durch Stricken ernährt, die Arbeit zu erleichtern. Elisabeth und ihre Räte, sonst forschrittslich gesinnt, zeigen dafür kein Interesse, und der arme Pastor sucht und findet dies nun in Frankreich bei Heinrich IV. (1553–1610). Als aber der König durch das Messer Navailacs stirbt, wird Lee als Ausländer und Protestant gehaft und verfolgt. Nach seinem Tod lehrt einer seiner Gehilfen — an anderer Stelle heißt es, sein Bruder — nach England zurück und begründet hier große Strumpfwebereien. Jean Hindret aus Nîmes ahmt diese Maschinen, nachdem er sie nur gesehen, nach und etabliert im Jahre 1656 im Schloss Madrid bei Paris seine Strumpffabrik.

Franklin berichtet noch ein anderes Geschichtchen von dieser Erfindung. Da ist es im Anfang des 17. Jahrhunderts ein armer Schlosser in der Nähe von Caen, der „die vollkommenste Maschine, die Gott je gemacht hat“ konstruiert. Colbert, den man dafür interessiert, verspricht, Ludwig XIV. ein Paar dieser gewebten Strümpfe zu zeigen. Die Strumpfhändler von Paris, die die Konkurrenz fürchten, bestechen einen Kammerdiener des Königs, der in dem Gewebe vorsichtig einige Maschen durchschneidet. Diese räuseln natürlich auf, als der König die Strümpfe prüfen will, und so werden sie als unbrauchbar abgelehnt. Der unglückliche Erfinder verkauft nun seine Maschine für ein Ei und ein Butterbrot an einen Engländer und stirbt im Armenhaus.

Ob nun die eine oder die andere Version die rechte ist — jedenfalls ist die Strümpfmaschine erfunden: man ist sich jetzt auch ihrer Bedeutung bewusst und behütet ihren Mechanismus eifersüchtig. Doch hier und dort und anderswo werden nun derartige Maschinen gebaut und Frankreich bezahlt allein im Jahre 1662 für eingeführte Baumwollstrümpfe 816 855 Pfund.

Eigentlich gilt es jedoch nur für schief und elegant, seidene Strümpfe zu tragen, die man, je nach dem Geschmack der Zeit farber oder schmückt. Unter Heinrich III. trägt man sie grün, unter seinem Nachfolger rot, und in Richelieus Tagen sieht man sie in allen Schattierungen. Das ist die Zeit, in der die Damen vom *à-la-mode*-Teufel besessen sind und Strümpfe „von hoher Farbe“ bevorzugen. Unter Ludwig XIV. verzieren man die Strümpfe mit farbigen Zeichnungen. Das veranlaßte den „galanten Merkur“ zu der recht ungalanten Bemerkung: „Wären nicht solche Strümpfe unnütz, wenn die Damen nicht entschlossen wären, ihre Beine zu zeigen!“ — Man verhüllt also jetzt ebenso wenig seine Reize und unterstreicht sie ebenso sehr wie im Anfang des 18. Jahrhunderts, — wie zur Zeit des Empire, wo die Seidenstrümpfe reich mit Gold- und Seidenstifereien bis zur halben Wadenhöhe versehen werden. — Nach Montaigne (1553–92) trug man den Strumpf in unzähligen Falten, später mußte er glatt wie eine Haut das Bein umschließen und wurde unter der Kleidung fest gebunden. Im Sommer war es Mode, ihn „mittens auf den Waden“ zu befestigen, und im Winter zog man mehrere Strümpfe übereinander. Ich glaube, es war auch Montaigne, der es dabei bis zu vierzehn Paaren brachte.

Über die weiße Strumpfmode des 19. Jahrhunderts und über eine ungemein große Farbenfülle vor noch nicht so langer Zeit sind wir beim hauchdünnen, schwarzen Seidenstrümpf angelangt, den die elegante Frau oben anstellt, und den höchstens ein durchbrochener oder farbiger Zierdel zieren darf. Durchbrochene Strümpfe beeinträchtigen die Form des Beins und farbige läßt man nur in Harmonie mit dem Kleid auf der einen, mit dem Schuh auf der andern Seite gelten. Was sonst noch von den bestrumpften und sogar — unbestrumpften Beinen von heut zu sagen wäre, wäre indiscret und könnte sogar nicht immer höflich sein. Deshalb soll es einer berufeneren Feder überlassen bleiben, vielleicht in hundert Jahren einmal Strümpfgeschichten von 1920 zu erzählen.

Pension Stößinger

Von Dorothea Schumacher

Morgens auf der Hotelveranda. Millie Sauerwald gähnte. Es war doch recht langweilig in dieser Hotelpension: nichts als Damen, höchstens einmal ein abgebrühter älterer Herr, der Erholung suchte.

Plötzlich kam Bewegung in die Damen, die in den Korbstühlen ruhten. Sie zupften an ihrer Frisur, setzten sich mehr oder weniger graziös zurecht, rückten am Gürtel, benutzten heimlich das Puderpapier . . .

Was war denn los?!

Millie Sauerwald sah sich um. Ein junger Mann kam die Allee herauf. Und dieser junge Mann war hübsch — nein, er war von vollendet klassischer Schönheit. Die ganze Hotelveranda dachte er lebendig. Man lächelte, nickte, gärrte und unterhielt sich mit effektiver Unterkeit.

Millie war mit einem Male so vergnügt. Man stellte ihn Harald Heller vor. Er kam bald ins Gespräch mit Millie, die wie im Traume war.

„Sind Sie zum ersten Male am Bachersee? Darf ich Sie etwas herumführen? Ich bin schon den dritten Sommer hier und glaube, daß ich hier ein ganz guter Guide wäre.“

„Mit Vergnügen!“ antwortete sie, und ihr Herz klopfte freudig.

„Dann rudern wir vielleicht heute abend auch noch ein Bißchen, gnädiges Fräulein; es ist gerade Vollmond. Um acht Uhr am Bootshaus — bleibt es dabei?“

Millie nickte bestätig.

Es war kaum acht Uhr, als sie eines der leichten Ruderboote bestiegen. Dies Gleiten auf dem im Mondlicht flammenden See . . . Ferne Buhnenstöcke . . . Und die jetzt überirdisch wirkende Schönheit des jungen Mannes . . . Traumhaftes Glück . . .

Eines Morgens sah sie allein im Bootshäuschen. Täglich war sie mit Harald Heller zusammengekommen, er schien sich für sie zu interessieren. Und sie — sie glaubte ihn bereits zu lieben . . .

Eine fremde Stimme wedete sie aus ihrer Träumerei. Sie verstand jedes Wort.

„Bitte, auf ein Wort, Herr Heller!“

Es war die Inhaberin des Hotels, Frau Stößinger.

„Bitte?“ — Es war Harald, der antwortete.

„Also Herr Heller, Sie erinnern sich wohl unserer Abmachung.“

„Warum erinnern Sie mich daran?“ fragte er etwas unwillig zurück.

„Weil — weil Sie Ihren Verpflichtungen nicht nachkommen. Sie widmen sich da ausschließlich dem Fräulein Sauerwald, aber das ist mir gar nicht lieb, denn Sie zahlt nur 40 Mark die Woche. Haben Sie denn das kleine Verzeichnis nicht mehr, worauf steht, wieviel jede meiner Pensionärinnen bezahlt? Am meisten zahlt, wie Sie wissen möchten, Fräulein Spac. Achtzig Mark die Woche! Und mit der haben Sie noch nicht einziges Mal Dennis gespielt . . . Sie wird mir noch abreisen! Sie müssen heute nachmittag unbedingt mit Fräulein Spac auffahren.“

„Heute gerade geht es nicht, Frau Stößinger, ich hab' schon eine Vorabredung.“

„Mit Fräulein Sauerwald, nicht wahr? . . . Also bitte, Sie widmen sich heute ausschließlich Fräulein Spac, oder Sie müssen nächsten Sonnabend abreisen.“

Harald Heller brummte etwas wie Zustimmung und ging.

„Herr Heller, ich habe alles gehört!“ sagte Millie Sauerwald, als er an ihr vorbeisam.

Er stand wie angerostet und war freideweit geworden. Dann versuchte er darüber hinwegzuscherzen: „Sie wissen doch . . . ermäßigte Preise für Studenten! . . .“

„Nein, das ist was anderes,“ erwiderte Millie satt, an ihm vorbeihend.

„Ich — ich wollte es nicht. Ich wollte nur eine kleine Preisermäßigung . . . Das tun Sie doch alle. Im Winter bin ich erster Liebhaber am Theater, das habe ich Ihnen wohl noch gar nicht erzählt. Die Frau Wirth hier hat mich in meinen besten Rollen gesehen und meinte, ich wäre auch im wirklichen Leben ein jämmerlicher Liebhaber —“

Er hatte also seine Jugend und Schönheit sozusagen für ein Butterbrot verlaufen! Sie sah ihn an und bemerkte so manches, was ihr bis jetzt noch nicht aufgefallen war: eine gewisse Bühnenmache wiederholte, schöne wohleinjüdische Gesten, ein Beben und Modulieren der Stimme.

„Aber trotzdem gehn wir doch heute nachmittag zusammen zum Sperberthal —?“

Sie schüttelte trüb den Kopf.

„Aber ich gebe Ihnen mein Wort, Millie —“

„Ihr stiegen die Tränen auf, sie grüßte ihn flüchtig und eilte fort.

In ihrem Zimmer weinte sie eine halbe Stunde, dann packte sie ihre Sachen, bestellte den Hotelwagen für den Nachmittagszug und ließ sich das Mittagsessen auf dem Zimmer servieren.

Als sie am Nachmittag über die große Veranda schritt, stand Harald Heller da.

Er sah zu, wie sie den Hotelwagen bestieg und davonfuhr . . .

Da holte er tief Atem und wandte sich mit etwas resigniertem Lächeln zu dem reichen Fräulein Spac:

„Gnädiges Fräulein! Es ist ein herrlicher Tag heute. Darf ich Sie nicht einmal bitten, mir Ihre Gesellschaft zu schenken?“

Frau Stößinger rieb sich an jenem Abend die Hände: Fräulein Spac hatte auf weitere vier Wochen gemietet und im voraus bezahlt! —

Heimliche Geschichten

Ausschneiden

Du unterhälst dich mit deinem guten Bekannten, dem Rennier Friede über das und dies, und da ihr so gut im Plaudern seid, willst du ihm etwas ganz besonderes Interessantes erzählen. „Wissen Sie schon das Neueste von Haferton?“ fragst du. „Also hören Sie an: Ich weiß es ganz genau, aus erster Quelle . . . mir hat's der . . . der . . . ja ich weiß gar nicht gleich, wer mirs gesagt hat, aber es ist aus erster Quelle, und Sie können sich darauf verlassen. Also der Haferton hat 800 000 Mark von einem entfernten Verwandten geerbt, davon 200 000 Mark innerhalb vier Wochen durchgebracht, mit den restlichen 600 000 Mark ein große Anilinfabrik in Westdeutschland gefaust und im übrigen sein altes Verhältnis, die Stickerin, vor die Tür gesetzt und Beziehungen zu einer geschiedenen Gräfin angeknüpft. Was sagen Sie jetzt?“

„Doch Haferton nicht 800 000 Mark geerbt hat, sondern nur 500 000, daß er nicht 200 000 Mark in vier Wochen durchgebracht hat, sondern nur 120 000 dazu er seine komplette Anilinfabrik gekauft hat, sondern nur allein einer solchen, daß er seine Stickerin nicht vor die Tür gezeigt hat, sondern, daß er sich nur nicht mehr recht mit ihr verträgt, daß die Gräfin nicht eine Gräfin, sondern eine geschiedene Reichsgrafin ist, daß im übrigen ich es war, der Ihnen das alles erst von drei Tagen erzählt hat und daß ich sehr, aber schon sehr gebeten hatte, die ganze Geschichte nicht weiterzutragen.“

Der Brief

Oskar Frättig schuldet dir 200 Mark. Schon so zwei Monaten schuldet er sie dir. Du hast ihn bisher noch nicht gemahnt, da du meinst, er kommt gelegentlich einmal vorüber und begleiche sein Konto, aber Oskar Frättig ist nicht gelegentlich mit vorübergekommen. Da sitzt du nun eines Tages abgebrannt zu Hause und denkt über die Unverstorbene dieses Frättig nach und sagst dir, daß es doch niederdrend ist, einem anderen schon vor zwei Monaten 200 Mark geborgt zu haben und heute selbst auf dem Trockenen zu sitzen. Und plötzlich entschließest du dich hastig, greifst zum Federhalter, läßt ihn von deinem Zorn führen und schreibst diesen Brief:

Geehrter Herr!

Seit zwei Monaten schulden Sie mir nun schon 200 Mark, ohne bisher es für nötig gefunden zu haben, an die Beilegung der Schuld zu denken. Sie können sich vorstellen, daß meine Hochachtung vor Ihnen nicht gestiegen ist. Sollten Sie bis übermorgen, den 6. d., nachmittags 5 Uhr, nichts von sich hören gelassen haben, werden Sie sich die Konsequenzen selbst zuschreiben haben.

Achtend

Du schreibst diesen Brief, sagst, dies gelan, ein energisches „So!“, pappst den Brief zu und trägst ihn in den Briefkasten. Wie du wieder nach Hause kommst, hat deine Wirtin einen Herrn in dein Zimmer geführt, Herrn Oskar Frättig, der dich herzlich begrüßt und „Guten Tag, mein lieber, lieber Herr Helm“, sagt und „Nun, wie gehts denn?“

Ach, danke!“

„Also denken Sie nur,“ bietet dir Herr Frättig eine Zigarette an, „ich war jetzt sieben Wochen verreist — aber mein erster Weg, als ich heute morgen wieder kam, galt Ihnen. Zunächst einmal: hier sind die 200 Mark zurück, die Sie mir so liebenswürdigweise seinerzeit liehen und besten Dank also auch, mein lieber Herr Helm! Ihnen hat's doch höchstlich nicht zu lange gebautert? Wie? Nein? Nun, ich dachte mir schon, beim Herrn Helm ist das nicht so eilig. Aber nun zur Hauptfrage: mein Onkel in Köln, der Fabrikdirektor, hat einen glänzend dotierten Ingenieurposten frei. Da das in Ihr Fach schlägt, dachte ich natürlich gleich an Sie. Haben Sie Lust, mein lieber Herr Helm?“

„Ja nun: haben Sie Kopfschmerzen bekommen, mein lieber Herr Helm?“